

Ereignisse

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

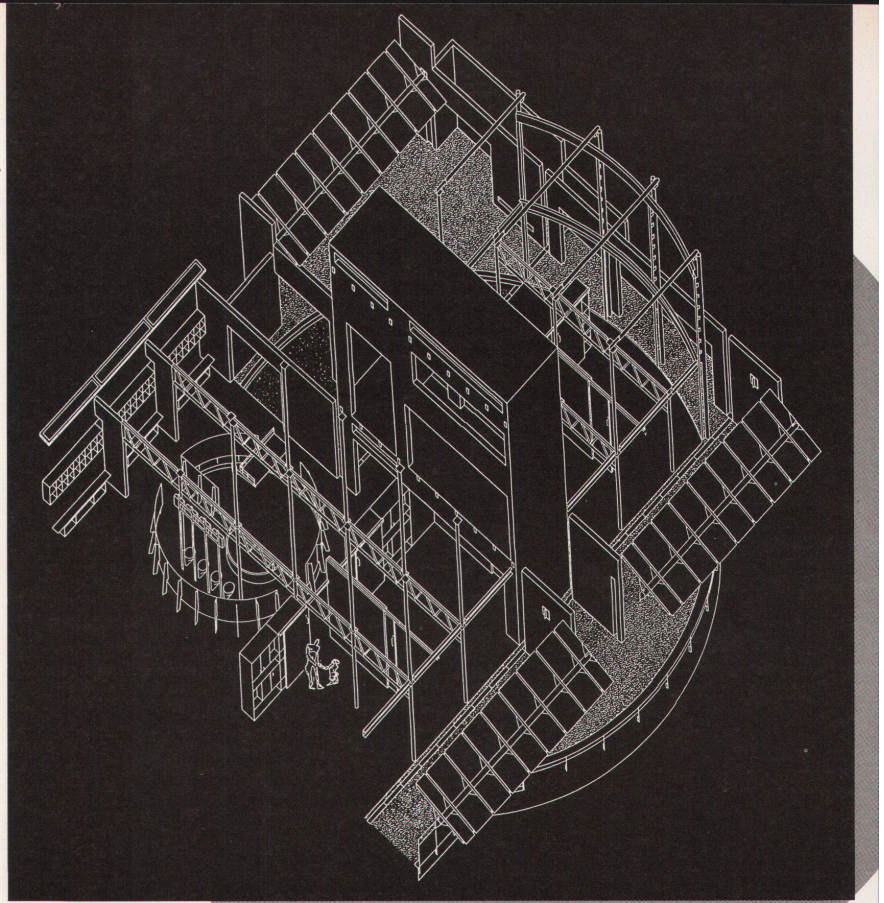
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auszeichnungen und Preise für Architektur kommen in Mode. Was sind sie – und was könnten sie sein? Sigfrido Lezzi zeigt es am Beispiel der «Distinction Vaudoise d'Architecture».

Nach den Festivitäten das Fragen, das Nachdenken über den Sinn einer solchen Veranstaltung: Was ist ihre kulturelle Wirkung, wie kann sie regionale Identität entschlüsseln und vermitteln? Ganz einfach: Was bedeutet diese zweite DVA («Distinction Vaudoise d'Architecture»)?

Sicher einmal war sie ein Versuch, von der Architektur aus mit einer breiteren Öffentlichkeit in Kontakt zu treten. Die Waadtländer Architektur zeigt sich im Sonn-



Architektur und Identität

tagsstaat, an der Ausstellung gebauter Objekte, der jüngsten architektonischen und ikonografischen Innovationen, und im illustrierten Katalog, der gleichzeitig in den Verkauf kam («HP 1/2 1990, Seite 9). Die Veranstaltung zum höheren Lob des Einzelbaus vernachlässigte die «Recherche patiente», das persönliche und stete geduldige Suchen.

Und sie war ein Medienereignis, das es zweifellos nicht geschafft hat, den Laien über die Arbeit, die Hoffnungen und Ziele dieses Berufs ins Bild zu setzen. Aber das ist wohl zeittypisch: Die Zurschaustellung des Savoir-faire als Paravent gegen den Blick auf das Was und das Warum. Können wir uns einen vergleichbaren Preis für Chirurgen vorstellen, bei dem

nicht etwa nach der Wirkung, nach dem Sinn einer bestimmten Intervention gefragt, sondern die schönste Operationsnaht ausgezeichnet würde?

Die «Distinction Vaudoise d'Architecture» wäre eine sehr gute Gelegenheit für eine Bestandesaufnahme der Tendenzen und Zwispaltigkeiten, welche die beurteilten Bauten prägen, für einen vertieften Blick

auf das Umfeld, für eine Beurteilung des Verhältnisses zwischen Bauherr und Architekt und seiner Ergebnisse. Kurz, für eine Analyse all jener Probleme, die den Architektenberuf betreffen. Von all dem ist jedoch wenig zu spüren.

Die DVA muss sich absetzen von der zunehmenden Vermarktung von Architektur, wie sie in den Medien anhand einzelner spektakulä-

Kräfte sammeln für den Wohnungsbau

Im kommenden September wird auch in der Schweiz der zweite European-Wettbewerb ausgeschrieben. Das Thema: Zukunft des städtischen Wohnens, oder: was trägt der Wohnungsbau zum Städtebau bei?

Unter dem Label European wurde im vergangenen Jahr erstmals ein Wettbewerb in neun europäischen Staaten durchgeführt («Hochparterre» berichtete in Nr. 7/1989 über die Ergebnisse). Nun haben Unentwegten Verein European Suis-

se gegründet mit dem lebenswerten Ziel, beispielhaftem und zukunftsweisendem Wohnungsbau zur Verbreitung zu verhelfen. Das Thema des zweiten Wettbewerbs soll Architektinnen und Architekten unter vierzig zum Nachdenken über den Umgang mit typischen inner- und vorstädtischen Situationen anregen. Voraussetzung ist, dass interessierte Städte und Gemeinden geeignete Areale vorschlagen, die konkret überbaut werden können – zum Beispiel ehe-

malige Industrieareale oder Brachen in historischen Zentren –, und dass sie sich verpflichten, sich für die Realisierung dereinst prämiierter Projekte einzusetzen.

European Suisse hat aber auch flankierende Aktionen im Sinn, um für den exemplarischen Wohnungsbau eine breite Öffentlichkeit zu schaffen. Eine Geschäftsstelle wird die geplanten Aktivitäten koordinieren.

Den Vorsitz des neuen Vereins hat Rodolphe Luscher,

Architekt in Lausanne, Vizepräsidenten sind Ueli Marbach, Architekt in Zürich, und Peter Gurtner, Vizedirektor des Bundesamts für Wohnungswesen. Ellen Meyrat-Schlee, Soziologin, Zürich, Alexander Henz, Professor an der EHT Zürich, und dipl. Ing. Niklaus Wilczek bilden den Ausschuss.

Zur Mitgliedschaft im Verein sind alle interessierten Frauen und Männer aufgerufen – um rege und präsent sein zu können, braucht er sie. UB

rer Bauten stattfindet, sie muss ihren unverwechselbaren Zugang zum Thema entwickeln.

Sonst gerät die Jury in die unmögliche Situation, dass sie sich nur noch zu Objekten äussern kann, deren Preiswürdigkeit schon im voraus proklamiert worden ist. Sie darf sich nicht mit dem blossen Informationsauftrag begnügen, auf den sie sich zu beschränken scheint: Hier haben die aktuellen Medien die bessere Ausgangslage. Der Beurteilungszeitraum der DVA-Jury erstreckt sich über mehrere Jahre. Das bedingt, dass sich die «Distinction Vaudoise d'Architecture» eine Aura der Repräsentativität verschafft, die sie über den schnellebigen Alltag erhebt. Wenn ihr das nicht gelingt, verliert sie sich im Wiederholen ohne Wirkung.

Es geht hier nicht darum, den Auszeichnungen ihre Berechtigung abzuspochen: Sie betreffen Bauten, deren Qualität ausser Zweifel steht. Die Frage nach dem Stellenwert einer solchen Aktion bleibt aber offen: Müsste sich die «Distinction» nicht als Auseinandersetzung mit dem Bauen und dem Gebauten im konkreten Waadtländer Kontext verstehen?

Und, wenn sie glaubwürdig bleiben will, weniger als demonstrative Geste der Architektur. So verstanden wäre die Kritik ein (bescheidener) Beitrag zur Identitätsfindung.

SIGFRIDO LEZZI

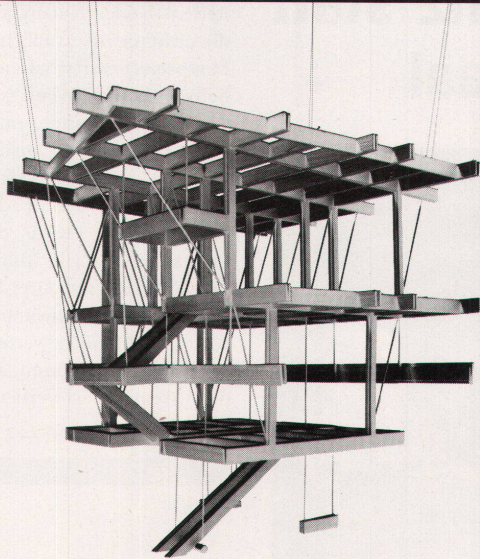


FOTO: F. BERTIN

Centre de vie enfantine de Valency in Lausanne von Rodolphe Luscher, 1989 ausgezeichnet (gegenüberliegende Seite) – die aufgehängte Abwärtswohnung im Schloss Chillon von Atelier Commun und Blaise Junod (Modell), «Erwähnung» 1989 (oben).

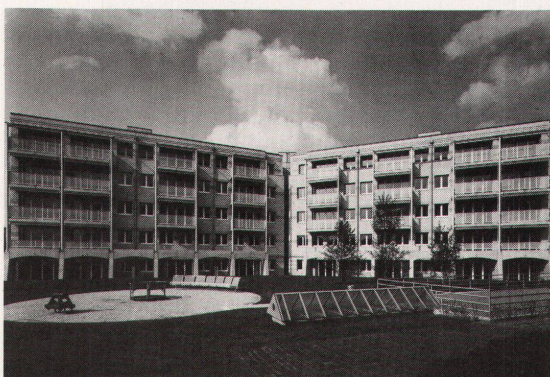


FOTO: STUDIO PHOTO PASE

Sozialwohnungen in La Grangette in Lausanne von Fonso Boschetti (oben) – Gymnasium Nyon von Vincent Mangeat (unten), beide 1989 ausgezeichnet. Ganz unten: Titelbild des Katalogs.



FOTO: F. BERTIN



FOTO: F. SAI - GRA - SVA

Kaufmann, Ingenieur und Designer

An der Hochschule St. Gallen trafen sich über hundert Leute – meist Männer – und dachten über «Design als Innovationsfaktor» nach. Resultat: Design ist Aufgabe für Manager.

Mit der Veranstaltung knüpft der Schweizerische Verband Industrial Designer (SID) an die alte Werkbund-Idee an, dass ein Gestalter allein wenig ausrichten könne und als Weggefährten den Macher aus dem Unternehmen brauche. Der Manager soll lernen, wie er mit Industrial Design umgehen kann. Was ein Industrial Designer tut und kann, davon haben zwei Unternehmer berichtet: Otto Gläser, Geschäftsführer der Wogg-Möbel in Baden-Dättwil, und André Schwander von der Mikro-Technologie in Spreitenbach. Beide arbeiten mit Gestaltern zusammen, beide konnten von guten Erfahrungen erzählen, und bei beiden hat man gemerkt, dass Zusammenarbeit mit Designern nicht nur lohnend ist, sondern auch Spass und stolz macht. Beide waren sich einig, dass schnelles Styling am Produkt nichts bringe, und schliesslich – man hört die Binsenwahrheit immer wieder gern –, wenn man's richtig macht, werden Unternehmen und Produkt wegen sorgfältiger Gestaltung nicht teurer. Das heisst übersetzt auch, dass alles designed ist und die Frage nur heisst, wie gut oder wie schlecht.

In St. Gallen hat der Designer dem Kaufmann deutlich gesagt: Wir sind keine Künstler, aber auch keine Werbeleute im Dreidimensionalen, sondern Industrial Designer mit einem eigenen Handwerk. Design als isolierte Arbeit am Produkt genügt nicht mehr, um eine Firma am Markt zu profilieren. Eine Maschine hoher

Qualität nicht selbst, sondern kann erst mit umfassendem Design zum Reden gebracht werden. Von der Chefkrawatte bis zum Produkt müsse das Unternehmen möglichst ohne Widersprüche auftreten und nach innen wie nach aussen als stimmiges Ganzes erscheinen.

Die Anläufe, dem Wort Design als neue Aufgabe für Manager Konturen zu geben, wurden von einer Professorenschar mit Vorträgen illustriert: Klaus Lehmann aus Stuttgart, Kurt Weidemann aus Koblenz, Udo Koppelman aus Köln. Design bleibt aber auch eine Profession im engen Sinn, ein Handwerk des Entwurfs, das sich zugute hält, in der sich schnell wandelnden Industrie für Formfragen zuständig zu sein. Davon war wenig Konkretes zu hören. Der Industrial Designer Gregor Naef beispielsweise hat in einem Jubellied die Entwurfsmöglichkeiten des Computers mit automatisierter Modellbauwerkstatt gepriesen – die Stereolithographie. Nichts gegen Computer, wenn aber ein Gestalter über die Konsequenzen des elektronisierten Entwurfs auf die Form nichts sagt, bleibt Staunen. Was bedeuten veränderte Produktionsmittel fürs Anschauen, was fürs Berühren? Wo ist neben vermutterter Geld- und Zeitersparnis das Potential für die Gestalt in den neuen Entwurfsmaschinen? Und was sagt der Designer dazu? Wofür, wenn nicht auch für die Verteidigung sinnlicher Qualität industrieller Produkte, bleibt dieser Beruf denn zuständig?

GA

Der SID und das Institut für Technologiemanagement (ITEM) der Hochschule St. Gallen haben die Veranstaltung zusammen organisiert. Eine nächste Tagung findet am 27. 11. 1990 in Zürich statt. Sie heisst «Design zwischen Innovation und Imitation».

Denkmalschutz statt Mehrzwecksaal



FOTO: MICHAEL RICHTER

Fallen der Schutzverfügung gemeinschaftliche Anlagen zum Opfer?

Auf dem Industrieareal in Zürich-Seebach planen Migros, Werner K. Rey und der Bankverein eine Grossüberbauung. Nun hat der Zürcher Stadtrat die bestehenden Fabriken unter Schutz gestellt. Das bedeutet, dass weniger rentable Nutzungen für das Quartier wohl wegfallen.

Eben noch hat Franz Hidber, Geschäftsführer der Immobilienpromotionsfirma Presto AG, dem «Hochparterre» gesagt, bei seinen Bauprojekten habe er «keine Probleme mit den Behörden» («HP» Nr. 4/90). Die Aussage war kaum gedruckt, als der Zürcher Stadtrat Teile der bestehenden Fabriken unter Denkmalschutz stellte.

Die Presto AG wird vom Unternehmer Werner K. Rey und dem Schweizerischen Bankverein kontrolliert. Sie will grosse, anspruchsvolle Überbauungen realisieren und versucht ihre Projekte der sozialen und politischen Umwelt anzupassen. Dazu gehört auch, dass Wünsche aus dem Quartier mit einbezogen werden.

Ein erstes grosses Projekt war in Zürich-Seebach im Tun. Es sollte Läden (Migros), Büros und einen Mehrzwecksaal für das Quartier enthalten. Nie-

mand dachte jedoch daran, dass die alten Fabriken auf dem Areal schutzwürdig sein könnten. Auch Planer Martin Steiger war vom Beschluss des (alten) Zürcher Stadtrats überrascht. Steiger hat die Grundlagen für den Wettbewerb erarbeitet, an dem seit kurzem sieben eingeladene Büros arbeiten.

Wer für sich den Anspruch stellt, mit den heutigen Problemen des Bauens in Städten fertig zu werden, darf jedoch nicht in Wehklagen ausbrechen, wenn die Behörden eine andere Meinung über alte Fabriken haben. So sagt, nach anfänglichem Ärger, Presto-Chef Hidber heute: «Wir stehen trotzdem nicht auf Kriegsfuss mit den Behörden, wir haben nur etwas härter verhandelt.» Das Zentrum soll dennoch gebaut werden, halt mit ein paar alten Mauern dazwischen. Zur Sicherheit ist gegen den Entscheid des Stadtrats nach alter Bauherrenmanier rekuriert worden, der Wettbewerb wird jetzt in zwei Varianten durchgeführt.

Was anfänglich über das Vorhaben in schönen Worten daherkam, tönt jetzt nüchterner. War ursprünglich noch von einem Mehrzwecksaal für die Quartierbevölkerung und von gün-

stigen Gewerberäumen die Rede – beides Nutzungen, die nicht die marktüblichen Mietpreise erwirtschaften –, heisst es heute: «Wenn zwei Sachen etwas kosten, muss man schauen, für welche das Geld ausgegeben wird.» Konkret: Der Schutz der Fabrikgebäude wird das Projekt um etwa 12 Millionen Franken, also drei bis vier Prozent der Bausumme von 320 Millionen, verteuern. Diese sollen nun anderswo eingespart werden –

nämlich bei der Erfüllung jener Wünsche, die aus dem Quartier geäussert worden sind. Wenn aus Saal und billigen Gewerberäumen nichts wird, haben die Leute im Quartier die Wahl, über wen sie schimpfen wollen: Über die Denkmalpflege oder über die Marktwirtschaft, die auch in einem guten Fall wie hier nur ein paar lumpige Prozent für den allgemeinen Nutzen locker machen will.

HANS HALDIMANN

Otto Heinrich Senn: Basels Moderne

Erstmals wird das Gesamtwerk des Basler Architekten Otto Heinrich Senn einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Das Architekturmuseum Basel dokumentiert anhand von Originalmaterial Senns Leben, sein Schaffen und seine Bedeutung für die heutige Zeit.

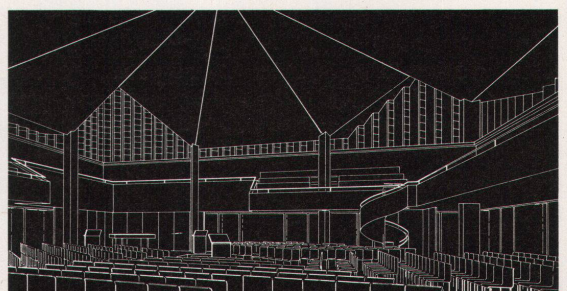
Otto Heinrich Senn wurde 1902 in Basel geboren. 1927 diplomierte er bei Professor Karl Moser an der ETH Zürich. Anschliessend arbeitete er von 1928 bis 1930 im Architekturbüro von Rudolf Steiger. Nach Studien in Grossbritannien und den USA wurde Senn 1933 Mitglied des CIAM (Congrès International d'Architecture Moderne). Noch im selben Jahr eröffnete er sein eigenes Architekturbüro in Basel.

Bereits seine ersten Bauten, zwei kleinere Einfamilienhäuser am Schnitterweg 40 in Riehen (1934) und an der

Hasenrainstrasse 21 in Binningen (1936), brachten ihm internationale Beachtung und sicherten ihm einen wichtigen Platz in der modernen Schweizer Architektur. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch der Wohnbau Parkhaus Zossen, Mietwohnungen für gehobene Ansprüche an der St.-Alban-Anlage 37/39 in Basel (1934/35), bei dem Senn seine eigenständige Anwendung der Prinzipien des neuen Bauens klar zum Ausdruck brachte.

Weitere Bauten in Basel sind die Mehrfamilienhaus-siedlung In den Klosterreben (1944–1948), das Gartenbad Bachgraben (1960–1962), das Wohnhochhaus Hechtliacker (1962–1965) und die Universitätsbibliothek (1962–1968). Wichtige

Wettbewerbsprojekt für den Sitz des Ökumenischen Rats der Kirchen in Grand-Saconnex bei Genf (1958)



Projektbeiträge für Basel leistete Senn bei den Wettbewerben für die Gestaltung des Bahnhofgebiets (1947), des Stadttheaters (1953, 1956, 1964) und der Thomaskirche (1954). Obwohl es Senn nie beschieden war, eine Kirche zu bauen, war für ihn gerade dieses Thema, insbesondere die Entwicklung neuer Konzeptionen für zentrale Innenräume, ein grosses Anliegen. Die Einbeziehung der Nebenräume in den Gottesdienstraum war eine seiner wichtigsten Neuerungen. Senns Projekte erregten jedoch öffentlichen Widerspruch, denn sie entsprachen nicht dem, was man in der Disposition eines Kirchenraums erwartete. Nicht zuletzt das Unverständnis, das seinen Projekten begegnete, hatte ihn zu erneuter Beschäftigung mit der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus geführt: 1983 entstand seine

Publikation «Evangelischer Kirchenbau im ökumenischen Kontext, Identität und Variabilität – Tradition und Freiheit» (Birkhäuser-Verlag).

So bewegte sich Senns Tätigkeit vom Wohnungsbau allmählich hin zum Schul-, Theater- und Kirchenbau. Gleichzeitig liess sich aber auch eine Verlagerung von der Bearbeitung einzelner Objekte hin zu Fragen des städtebaulichen und städtegeschichtlichen Zusammenhangs beobachten. Senn ist einer der letzten noch aktiven Vertreter des neuen Bauens in der Schweiz, ein Architekt von scharf umrissener Denkensart und einer eigentümlichen Schreibgebung.

CARMEN HUMBEL

Zur Ausstellung im Architekturmuseum Basel erscheint ein Katalog, der neben einem illustrierten Werkkatalog Beiträge von Alfred Roth, Christof Martin Werner, Rolf Gutmann und Ulrike Jehle-Schulte Strathaus sowie Einzelwerkanalysen von Studentinnen und Studenten des Kunsthistorischen Seminars der Universität Basel enthält. Die Ausstellung dauert bis zum 6. Juni 1990 (Di–Fr 10–12 und 14–18.30 Uhr, Sa 10–16 und So 10–13 Uhr).

Wie grün ist ein Green?

Ihre Promotoren behaupten, Golfplätze seien eine naturnahe Nutzung, bodenschonend und im Sinne eines sanften Tourismus. Die CIPRA, ein internationaler Zusammenschluss von Natur- und Landschaftsorganisationen in den Alpenländern, hat diese Argumente in einer Dokumentation überprüft. Mit Nachdruck wird nach der Ökobilanz gefragt. Werden Golfplätze tatsächlich weniger gedüngt als Landwirtschaftsland? Begünstigen oder vermindern sie den Artenreichtum von Pflanzen und Tieren? Auch der grosse Wasserbedarf für die Rasenpflege ist ökologisch bedenklich. Und gerade für Bergregionen – wo immer lauter nach Golf zur Aufwertung der Ferienorte gerufen wird – muss das wenige ebene Land für die Landwirtschaft und als Erholungsraum für alle bestehen bleiben. Neuen Anlagen könnte höchstens dann zugestimmt werden, wenn

sie, gemessen an der Vornutzung, einen deutlich sorgsameren Umgang mit dem Boden bedeuten: als sinnvolle Umnutzung einer Deponie zum Beispiel. Diese Logik wird aber von Golfbefürwortern überstrapaziert. Um eine echte Alternative zur Intensivlandwirtschaft zu sein, wäre für Golfanlagen eine grundsätzliche Abkehr von geltenden ästhetischen Normen erforderlich. Wiesen und Wildkrautfluren müssen dem artenarmen und überdüngten Rasen weichen, Hecken und Teiche sollen sich zu Biotopen entwickeln können, Pestizide sind zu verbieten.

Jüngstes Beispiel im Streit darum, was grüner ist: die Volksabstimmung über den Zurzacher Golfplatz. Das Grün ist noch einmal davongekommen. Ein hoffnungsvoller Entscheid. HP

Die Dokumentation «Sport und Umwelt im Alpenraum I: Golf» kann für 8 Franken bezogen werden bei: Internationale Alpenschutzkommission CIPRA, Heiligkreuz 52, FL-9490 Vaduz.

FINGERZEIG

Geld im Überfluss

Wer kennt sie nicht, die Misere bei der Wohnbaufinanzierung? Zuwenig Spargelder bei den Banken, zuwenig billiges Geld für Hypothekendarlehen, Anstieg der Zinsen und zunehmende Auslandsabhängigkeit, Mietpreisexlosion.

Früher legten die Schweizer, Mann und Frau, ihre Ersparnisse aufs Sparheft bei der Bank. Es war auch ihre Altersvorsorge. Heute sind diese Spargelder im Vergleich zum Volkseinkommen massiv zurückgefallen. Aber gespart wird trotzdem, sogar mehr als früher. Nur wurde die Sparform anders. Sie wechselte vom freiwilligen Banksparen zum institutionellen Zwangssparen, sprich zweite Säule.

Wer über 30jährig ist, hat bald einmal 50 000 Franken an Prämien zwangsgespart; wer über 40 ist, hat schon 100 000 bis 200 000 Franken auf seinem Konto bei der zweiten Säule. Nur ist die zweite Säule so kompliziert und intransparent, dass die meisten Versicherten nicht einmal ihr Anwartschaftskapital kennen.

Gesamtschweizerisch werden bei der zweiten Säule derzeit Jahr für Jahr 15 Milliarden Franken mehr Prämien einbezahlt und zwangsgespart, als Renten ausbezahlt werden. Mit diesen enormen Kapitalien drängen die Pensionskassen selber in den Liegenschaftenmarkt, rechnen, weil sie langfristig kalkulieren, nur mit 3 bis 4 Prozent Anfangsrendite und treiben die Kaufpreise hoch. Einzelkäufer sind chancenlos. Das «soziale Kapital» der zweiten Säule verdrängt seine Eigentümer, die Versicherten, zuweilen aus ihren Wohnungen. Und kleingemusterte Buchhalter der Pensionskassen – es gibt 18 000 Kassen im Land! – bestimmen über Schicksal und Verhaltensregeln der Mieter.

Unser Vorschlag: Die Pensionskassen sollen mit einer Anlagevorschrift gezwungen werden, einen bestimmten minimalen Anteil (zum Beispiel 30 Prozent) der neu gesparten Anlagegelder als Hypothekendarlehen zur Verfügung zu stellen: zum Beispiel als Darlehen für den Erwerb von selbstbewohntem Eigentum oder als Darlehen an gemeinnützige Bauträger, Genossenschaften, Vereine. Der Bundesrat hätte jedenfalls die Kompetenz zum vorgeschlagenen Schritt.

Der Hypothekarmarkt könnte so mit einem stetigen Darlehensfluss gespeist werden. Banken, die über rückläufige Spargelder klagen, könnte man umgehen und ihnen – das schadet nichts – ein bisschen mehr Konkurrenz bescheren. Der Darlehensfluss würde verstetigt, die Zinsen gedrückt und der Hypothekar- und Wohnungsmarkt von den Launen der amerikanischen Zinspolitik und von der Nationalbankpolitik abgekoppelt oder abgefedert.

Finanzminister Otto Stich und der Direktor des Bundesamts für Wohnungswesen, Thomas Guggenheim, haben sich mit diesem Vorschlag schon angefreundet. Nun wäre es nützlich, wenn auch Wohnbauer, Käufer und Leute aus der Branche den Vorschlag mitpushen würden.

Die leidige zweite Säule ist nun einmal da, man muss das Beste aus ihr machen. Geld, Investitionskapital, ist im Überfluss vorhanden, man muss es nur an den richtigen Ort lenken.

Wäre Ihnen nicht gedient, wenn Sie das Recht besässen, die von Ihnen und Ihrem Arbeitgeber einbezahlten Prämien der zweiten Säule als festverzinsliches Hypothekendarlehen für eine Eigentumswohnung oder ein Haus wieder zu beziehen? Sie hätten damit einen beträchtlichen Finanzierungsgrundstock; und Ihre Bank hätte Sie vielleicht ein bisschen weniger eng im Würgegriff.

RUDOLF H. STRAHM

RUDOLF H. STRAHM lebt in Herrenschnan bei Bern und ist Volkswirtschaftler, Chemiker und Buchautor («Wirtschaftsbuch Schweiz», «Warum sie so arm sind», «Vom Wechseln der Räder am fahrenden Zug»).